

Das Rendez-vous

Autor(en): **Lernet-Holenia, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 7

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D A S R E N D E Z - V O U S

Es mag etwa fünfzehn Jahre her sein, dass ein im Staatsdienst stehender, verhältnismässig noch junger Mensch, Herr von Vidal-Lavantgarde, ein Beispiel von Launen erleben sollte, in denen das Schicksal, so arm an Gedanken es uns scheinen will, wenn wir mit ihm unzufrieden sind, sich dennoch hin und wieder gefällt.

Er besuchte eines Abends die Wiener Oper und nahm, aus dem Parkett sich umblickend, in einer der Logen eine Frau wahr, die ihm durch ihre Schönheit auffiel. Sie sass allein. Offenbar hatte ihre Begleitung sich verspätet.

Vidal betrachtete sie eine Zeitlang durch sein Glas. Im Widerschein des Rampenlichtes schimmerte ihr Gesicht, als sei es aus Perlmutter. Sie hatte blondes Haar, vollkommen ebenmässig geformte Arme, und dass sie hochgewachsen sei, war zu vermuten.

Sie trug keinerlei Schmuck. Ihr Abendkleid aber verlangte eine solche Aufmachung, es zeigte sich deutlich, dass der Schmuck fehle, und dies machte einen sonderbaren Eindruck, fast von Nacktheit.

Während des ganzen ersten Aktes erschien niemand in ihrer Loge, und auch während des Zwischenaktes blieb sie allein.

Nach einer Zeit, als schon der zweite Akt begonnen hatte, erhob sich Vidal, verliess den Zuschauerraum, ging die Treppen hinauf, durchschritt den Logengang und trat bei der Unbekannten ein.

Sie wendete für einen Moment den Kopf, blickte dann aber sogleich wieder zur Bühne. Offensichtlich wusste sie nicht, was sie aus seinem Erscheinen machen sollte. Vidal setzte sich neben sie, und indem er die Arme auf die Logenbrüstung stützte, sagte er:

«Verzeihen Sie, dass ich hier eintrete. Aber ich habe gesehen, dass Sie allein sind; und wengleich ich einige Bekannte in dieser Stadt habe, fühle auch ich mich, nach einem Erlebnis, welches ich heute gehabt, so sehr allein, dass es wahrhaftig

nachsichtig von Ihnen wäre, liessen Sie sich meine Gesellschaft gefallen.»

Sie hatte, während er sprach, die Augen nicht von der Bühne gewendet. Nun blickte sie ihn für einen Moment an, dann wieder zur Bühne gekehrt, antwortete sie:

«Wenn Sie sich hier besser fühlen als anderswo, so können Sie ja bleiben.»

Dabei glaubte er die Spur eines geringschätzigen Lächelns auf ihrem Gesicht zu entdecken; und da auch ihr Ton ein so gleichgültiger war, fand er es schwer, etwas weiteres zu erwidern. Erst nach einer oder zwei Minuten sagte er, um nur etwas zu sagen:

«Sie lieben Schmuck nicht, gnädige Frau?»

«Warum?» fragte sie, wiederum ohne ihn anzublicken.

«Weil Sie keinen tragen.»

Sie wendete sich ihm zu und sah ihm ins Gesicht.

«Wollten Sie ihn mir vielleicht stehlen?» fragte sie gleichmütig. «Sie kommen zu spät. Er ist mir schon vor einigen Wochen gestohlen worden.»

«In der Tat?» brachte er, ebenso verblüfft wie teilnehmend, heraus.

«In der Tat. Dazu auch meine Papiere, einiges Geld und anderes.»

«Mein Gott», sagte er, «wie bedauerlich! Aber wie war denn das nur möglich?»

«Interessieren Sie sich nicht für die Musik?»

«Im Augenblick nicht. Zum mindesten nicht so sehr wie für Sie und Ihre Angelegenheit.»

«Ach, wie kommen Sie dazu? Und wie komme ich dazu?»

«Meinen Sie denn, es könnte jemandem schaden, wenn Sie mir's dennoch erzählen?»

Sie setzten sich über diesen Punkt noch einige Zeit auseinander, schliesslich brachte er aus ihr heraus, dass sie, vor einem Monat etwa, auf der Durchreise aus Italien gewesen sei. Im Hotel war ihr eine Ledertasche fortgekommen, die ihre persönlichsten Effekten enthielt, vor allem den Pass. Sie hatte es aber eilig gehabt weiterzureisen, und es war ihr Fehler gewesen, dass sie es, auch ohne Pass, unternommen hatte, über die Grenze zu wollen. Den eigentlichen Grund konnte Vidal nicht genau ermitteln, es schien aber, dass sie in Frankfurt ein Rendez-vous gehabt habe, welches sie durchaus nicht versäumen wollte. An der Grenze jedoch war sie entdeckt, wieder nach Wien zurückgebracht und, da man nun angenommen, auch ihre Anzeige wegen des gestohlenen Schmuckes sei

Schwindel gewesen, festgesetzt worden. «Erst seit heute», schloss sie, «bin ich wieder auf freiem Fuss. Den Menschen, der mich bestohlen, hat man inzwischen verhaftet, und was noch von meinem Schmuck vorhanden ist, wird mir zurückgestellt werden.»

«Wozu ich Sie beglückwünsche», sagte Vidal.

Der zweite Akt war inzwischen zu Ende gegangen.

«Wollen Sie mir», fuhr er fort, «nach dem Theater das Vergnügen machen, mit mir irgendwo zu essen? Wir beide haben, so stellt sich heraus, genug Widerwärtiges erlebt und sollten versuchen, es über einem angenehmeren Anlass zu vergessen.»

«Was ist es eigentlich, was Sie erlebt haben wollen?»

«Ach», sagte er, «eine abscheuliche Geschichte! Jedenfalls bitte ich Sie sehr, Ihnen noch eine Zeit Gesellschaft leisten zu dürfen. Denn ich glaube, unsere Schicksale, wenn gleich sie gar nicht miteinander zusammenhängen, haben uns wirklich füreinander bestimmt.»

«Sie finden?» erwiderte sie. «Ich wüsste nicht wieso.» Aber schliesslich sagte sie zu.

*

Während des Abendessens bat er sie, ihm auch weiterhin, und zwar in seiner Wohnung, Gesellschaft leisten. «Wahrscheinlich finden Sie mich unverschämt», sagte er. «Aber Ihre Gegenwart, sofern Sie mir noch eine Stunde schenken, würde mich aus den trübsten Gedanken reissen. Ich hätte heute abend ein Rendez-vous mit einer Frau haben sollen, die ich sehr geliebt, ja vergöttert habe — unser erstes wirkliches Rendez-vous. Aber sie ist nicht mehr imstande zu kommen... Verlassen denn, bitte, nicht auch Sie mich, denn ich fühle, dass ich unmöglich alleinbleiben könnte.»

«Wir können ja noch eine Zeit hierbleiben», sagte sie. «Was wollen Sie denn durchaus, dass ich zu Ihnen komme? Sie scheinen, trotz allem, die Frau, von der Sie fortwährend sprechen, sehr leicht vergessen zu haben, wenn Sie meinen, eine andere, die Sie erst vor zwei Stunden kennengelernt, könne schon ihre Rolle spielen.»

«Kommen Sie dennoch», bat er. «Ich bin nicht eingebildet genug, zu glauben, dass ich Ihnen nahetreten dürfte. Aber Ihre Gnade, dass Sie mich diese Nacht nicht in meinen vier Wänden im Stich lassen, habe ich vielleicht durch mein Schicksal verdient.»

«Was sind es denn für Erlebnisse, auf welche Sie immerzu anspielen? Reden Sie doch!»

«Vielleicht wäre mir's wirklich eine Beruhigung, mich mit Ihnen auszusprechen», sagte er. «Aber nicht hier. Begleiten Sie mich und gönnen Sie mir den Glauben, die Frau, von der ich reden will, sei die gleiche, zu der ich reden werde, die gleiche, die ich, anders, heute abend bei mir erwartet hätte.»

*

Er wohnte im Imperial. Er überredete sie am Ende, ihm zu folgen, und wenn sie erstaunt war, dass er's wirklich nur getan zu haben schien, um ihr seine Geschichte zu erzählen, so war sie schliesslich noch erstaunter über die Geschichte selbst.

Es war die folgende:

«Vor kurzem», berichtete er, «habe ich in Berlin eine junge Frau kennengelernt, die bezaubernd war und in die ich mich verliebte. Ich meinte zu merken, dass sie mein Interesse erwiderte. Dennoch kam sie mir in nichts entgegen.»

Anfangs glaubte ich, annehmen zu müssen, dies sei natürliche Zurückhaltung oder Befangenheit. Doch sollte sich später herausstellen, dass der Grund ein anderer war. Sie stand unter dem vollkommenen widerwärtigen Einfluss eines Menschen, dessen Existenz sie mir verheimlichte, das heisst: als ich sie kennenlernte, war sie erst seit kurzer Zeit in Berlin und mochte glauben, jenen anderen von sich abgeschüttelt zu haben. Wenig später aber machte er sie wiederum ausfindig. Er und ich müssen einander sozusagen die Klinke ihrer Tür in die Hand gegeben zu haben, ich, ohne von ihm zu wissen, er, indem er mich, aus guten Gründen, mied. Ich weiss nicht, ob es nur Eifersucht war, die er gegen mich empfand. Jedenfalls war es auch Eifersucht. Denn die Frau, mit der er übrigens gar nicht verheiratet war, hatte sich zwar schon von seiner Einwirkung entziehen wollen. Da sie aber mit mir umzugehen begann, musste er merken, wie sie sich seiner Art noch weiter entfremdete.

Ich wusste, wie gesagt, nichts von seiner Existenz. Aber meine Vorgesetzten müssen von ihm erfahren haben und in Kenntnis gesetzt worden sein, dass er den Ruf der Frau, mit welcher ich mich hin und wieder zeigte, vollkommen ruiniert hatte.

Jedenfalls bat mich schon nach einigen wenigen Tagen mein unmittelbarer Vorgesetzter, Herr von R., zu sich und machte mir Vorhaltungen wegen meines Umgangs. Ich wusste anfangs gar nicht, wovon er redete. Schliesslich warnte er mich in direkten Worten vor meiner Geliebten. Ich brauste

auf und verlangte zu wissen, was für Gründe er für seine Anschuldigungen habe. Die Gründe anzugeben, erwiderte er jedoch, sei er nicht ermächtigt. Denn er spreche nicht nur als mein persönlicher Vorgesetzter, sondern auch in höherem Auftrag. — Die Zusammenhänge sollte ich erst später erfahren. Doch liess ich mir meinen Umgang natürlich nicht verbieten, und die Folge davon war, dass man mich vor etwa einer Woche unter einem dienstlichen Vorwand hierher nach Wien schickte. Ich hatte einen Auftrag auszuführen, der mich bis gestern hätte beschäftigen sollen.

Ehe ich reiste, bat ich die Frau, die ich liebte, mich endlich zu erhören. Es mag schon eine Ahnung des Kommenden über der Szene geschwebt haben. Aber sie wagte noch immer nicht, ihrem Herzen zu folgen, und es ist wahrscheinlich, dass uns während unserer ganzen Auseinandersetzung der Mensch, von welchem sie in so tragischer Weise abhing, aus dem Nebenzimmer überwacht hat.

Ich war jedoch entschlossen, dass sie mein werden müsse, und sie konnte sich meiner nur erwehren, indem sie versprach, dass sie mich nach meiner Rückkehr erhören werde. Wir vereinbarten eine Zusammenkunft; und dies wäre am heutigen Abend gewesen.

Aber vor drei Tagen erhielt ich hier die Verständigung, dass ich meinen Aufenthalt in Wien nicht als vorübergehend, sondern als dauernden anzusehen hätte.

Der Zufall fügte es, dass zu gleicher Zeit einer meiner hiesigen Freunde, Herr S., beauftragt wurde, über einen Tag nach Berlin zu reisen. Ich gab ihm einen Brief an die Frau mit, der alle meine Gedanken gehörten. Ich schrieb ihr, es sei mir unmöglich gemacht worden, die Zusammenkunft, die wir besprochen hätten, einzuhalten. Aber ich sei entschlossen, alles zu tun, um so bald wie möglich nach Berlin zurückzukehren, ja notwendigen Falles sogar meinen Dienst aufzugeben, um nicht weiterhin einer Trennung ausgesetzt zu sein, die ich nicht ertragen könne. Und ich beschwor sie, wenigstens nur halb so viel an mich zu denken, wie ich ständig an sie, und nur an sie, dachte.

S. übernahm den Brief und verreiste. Er hätte heute morgen zurück sein sollen. Aber ich blieb ohne Verständigung von ihm, und er erschien auch nicht bei mir, so dass ich selber ihn schliesslich aufsuchte. Er war in der Tat am Morgen angekommen, behauptete aber, keine Antwort mitgebracht zu haben. Auch redete er so ausweichend, wagte

nicht, mir in die Augen zu blicken, und beantwortete meine Fragen mit so vielen Ausflüchten, dass ich ihn beschwören musste, mir doch endlich zu sagen, was geschehen sei.

Es war etwas Entsetzliches geschehen. Er hatte meinen Brief gar nicht mehr überbringen können. Meine Geliebte war, kurz nachdem ich Berlin verlassen, dem Menschen, den ich nur ihren Dämon nennen kann, zum Opfer gefallen.

Es muss Schreckliches zwischen den beiden vorgegangen sein. Vielleicht hatte sie schliesslich gemeint, ihn auf keine andere Art abschütteln zu können, als indem sie ihm drohte, alles anzuzeigen, was sie von ihm wusste. Diese Drohung war ihr eigenes Todesurteil gewesen.

Als S. erschien, um ihr meinen Brief zu bringen, hatte man ihren Tod soeben entdeckt; noch im Laufe des Tages ward der Täter verhaftet. Denn die Polizei hatte ihn, anderer Delikte wegen, schon längst überwacht gehabt. Ich schrie, warum es dann nicht auch möglich gewesen sei, die Tat überhaupt zu verhindern. Aber S. antwortete, man habe ihm wohl mit Absicht noch einige Zeit seine vermeintliche Freiheit gelassen, um durch ihn auch verschiedener seiner Mitschuldigen habhaft zu werden. Es scheine sich um einen ganzen Klügel gehandelt zu haben. Auch meinem Vorgesetzten war davon Mitteilung gemacht worden. Ich fand es unverantwortlich, ja geradezu irrsinnig, dass man nicht auch mich ins Bild gesetzt hatte. Denn nun war das Unwiderruffliche geschehen.

Hätte nicht auch die Frau mir verheimlicht, was für ein Mensch ihr früherer Liebhaber gewesen, hätte nicht überhaupt alles, wie auf Verabredung, mir die Wahrheit verschwiegen, so wäre es mir vielleicht möglich gewesen, sie aus ihren Affären zu ziehen, und ich hätte zum glücklichsten Menschen werden können. So aber bleibt mir nichts als Trostlosigkeit und die unsägliche Bitternis, mit der ich die Stunde empfinde, in der sie hätte die meine werden sollen — diese jetzige Stunde. Begreifen Sie nun, dass ich Sie so dringend gebeten habe, mich nicht allein zu lassen?»

Sie hatte ihn, ohne ihn zu unterbrechen, angehört, nun fragte sie:

«Und wie hiess eigentlich jene Frau?»

«Wie sie wirklich geheissen hat, weiss ich nicht einmal», erwiderte er. «Sie war, unter einem angenommenen Namen und jedenfalls auch mit anderen als ihren eigenen Dokumenten, dem Mann, der schliesslich doch ihr Verhängnis werden sollte, entflohen. Sie nannte sich Marie Tassis.»

Weil er den Blick zu Boden geschlagen hatte, entging ihm ihre Bewegung.

«Marie Tassis?» sagte sie. «Und woher hatte sie diesen Namen, diese Papiere?»

«S. behauptet, sie müsse sie ihrem Begleiter entwendet haben. Es ist anzunehmen, dass er über eine Anzahl gefälschter oder gestohlener Papiere verfügt hat. Um so leichter muss es ihm freilich gefallen sein, die Entflohene unter ihrem falschen Namen auch wieder zu entdecken.»

«Hören Sie», sagte sie nach einigen Augenblicken, «hatten Sie nicht im Theater behauptet, es sei merkwürdig, dass wir beide uns heute abend getroffen hätten? Vielleicht ist es sogar noch merkwürdiger, als Sie meinen. Sie sind auch, merk' ich, überzeugt, dass Sie jene Frau, die zu Ihnen stets so ablehnend gewesen ist, mehr geliebt haben, als sie Sie jemals geliebt haben kann. Nun, vielleicht ist auch dies ein Irrtum. Vielleicht tragen Sie ihr's jetzt im Grunde der Seele sogar noch nach, dass sie Sie nicht schon früher erhört hatte. Wüssten Sie aber einen grösseren Beweis für das Gefühl einer Frau, als wenn sie auch dann noch zu Ihnen käme, wenn sie gar nicht mehr kommen kann — wenn sie sogar eine Verabredung einhielte, die einzuhalten ihr schon unmöglich ist?»

«Was meinen Sie damit?» fragte er.

«Ich meine, dass sie Ihnen ihre Liebe auf keine bessere Art beweisen könnte als auf diejenige, auf welche sie Sie Ihnen eben jetzt beweist.»

«Eben jetzt?»

«Ja. Die Papiere, deren sie sich bedient hat, sind die gleichen, die mir entwendet worden sind. Sie hatten mich gebeten, an ihrer Statt zu Ihnen zu kommen. Nun, vielleicht ist es in Wahrheit dennoch sie, die gekommen ist. Ich bin Marie Tassis.»

DER KÖNIGSKUCHEN,

EIN URALTER BRAUCH!

Leider verschwinden immer mehr Bräuche, die schon unsere Eltern und Voreltern erfreut haben. Ein in seiner Art einmaliger Brauch, der eine jahrhunderte, ja jahrtausende alte Geschichte besitzt, ist der Königskuchen mit seinem Fest.

Einst war er von der griechischen Insel Kreta bis nach Polen, von Sardinien bis nach England

und Holland verbreitet. In Holland, wo er während 700 Jahre alle Volksschichten begeistert hatte, verschwand er zwischen 1930 und 1940 gänzlich. Auch in England ist er nach einer mindestens 600-jährigen Geschichte in den letzten Jahrzehnten verschwunden. In Belgien und Nordfrankreich geht er ebenfalls seinem Ende entgegen. Auch bei uns war er vor 1952 im Aussterben begriffen. Doch unsere, die Tradition liebende Bevölkerung nahm die 1952 erfolgte Neubelebung mit unerwartet grosser Begeisterung auf. Nun wird dieser lustige Brauch wieder von Zehntausenden von Familien gefeiert, so dass seine weitere Existenz als gesichert gelten darf.

Verständlicherweise ist jedoch noch nicht überall bekannt, wie sich dieser Brauch abspielt und welch reiche Tradition er besitzt.

Am Dreikönigstag, also dem 6. Januar, wird in der Familie ein mit einer «goldenen» Krone gelieferter Königskuchen aufgetischt, in dem eine kleine Figur verborgen liegt. Wer diese in seinem Kuchenstück findet, wird zum König oder zur Königin erklärt und darf während des ganzen Tages Wünsche äussern und Befehle erteilen. Dabei wird sich die «Majestät», wie es sich für eine solch hohe Persönlichkeit gebührt, ihrer Verantwortung würdig erweisen. Selbstverständlich soll der Brauch mit dem nötigen Zeremoniell gefeiert werden, wozu unzählige Möglichkeiten vorhanden sind, so dass sich dann von selbst ein amüsanter Festchen entwickelt, das trotzdem einen tieferen Sinn besitzt.

Es ist nicht übertrieben, den Brauch als uralt zu bezeichnen. Seine Ursprünge liegen wahrscheinlich weit in vorchristlicher Zeit im alten Griechenland und Orient. Näheres wissen wir bisher aber erst aus dem alten Rom. Kein Geringerer als Kaiser Augustus beugte sich damals der Macht eines derartigen Eintagkönigs.

Durch die römischen Legionen und Kolonisierungen muss das Fest im Norden verbreitet worden sein. In Frankreich sollen sich die ältesten Nachweise bis ins zehnte Jahrhundert zurückführen lassen. In Holland wurde der Brauch bereits 1281 als alt bezeichnet. Um 1320 hatte er sich den englischen Hof erobert. Als fünfzehn Jahre später der englische König Edward III. das Fest feierte, fand nicht er, sondern sein Höfling Regan die damals im Kuchen versteckte Bohne. Deshalb ward Regan zum «Bohnenkönig» ausgerufen und durfte dem richtigen König Edward Befehle erteilen. Der englische Herrscher anerkannte seine Befugnisse